

Andreas Platthaus
Laudatio auf Marion Poschmann

Es gilt das gesprochene Wort!

Ich möchte behaupten, dass von allen bisherigen Klopstock-Preisträgern – so viele sind es ja noch nicht: Ann Cotten, Uwe Kolbe, Thomas Melle und nun Marion Poschmann – die heute zu ehrende Dichterin die einzige ist, in deren Werk der Namensgeber unserer Auszeichnung tatsächlich auch explizit eine Rolle spielt. In Marion Poschmanns 2016 erschienener Poetik „Mondbetrachtung in mondloser Nacht“ wird Klopstock im Vorwort zitiert: mit seinem wunderbaren Bild des Mondes als „Gedankenfreund“.

Für diejenigen unter uns, die nicht den ganzen Klopstock präsent haben, sei die 1764 publizierte Ode, aus dem diese Formulierung stammt, zitiert – eine leichte Übung, denn im Gegensatz zum berühmtesten aller Klopstock-Gedichte, dem Versepos „Der Messias“, das rund 20.000 Verse umfasst, zählt dieses Poem nur deren zwölf. Es heißt „Die frühen Gräber“, und die Verse lauten so: „Willkommen, o silberner Mond, / Schöner, stiller Gefährte der Nacht! / Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund! / Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin. // Des Mayes Erwachen ist nur / Schöner noch, wie die Sommernacht, / Wenn ihm Thau, hell wie Licht aus der Locke träuft, / Und zu den Hügeln herauf röthlich er kömmt. // Ihr Edleren, ach es bewächst / Eure Maale schon ernstes Moos! / O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch / Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.“ Prachtvoller ist trotz Matthias Claudius „Abendlied“ der Mond in deutscher Sprache nicht besungen worden.

Auf Japanisch gibt es da größere Konkurrenz, denn nirgendwo sonst wird der Erdtrabant so vielfältig verehrt wie in Japan. „Der Mond ist dort das Motiv der Dichtung schlechthin“, hat Marion Poschmann vor drei Jahren in ihrer Duisburg-Essener Poetikvorlesung ausgeführt, und ich ergänze diese Einschätzung leichten Herzens noch um die bildende Kunst, denn welcher andere Kulturkreis hätte denn etwas zu bieten, das Yoshitoshis Holzschnittzyklus „Hundert Aspekte des Mondes“ aus dem späten neunzehnten Jahrhundert an die Seite zu stellen wäre? Diese Laudatio steht im Zeichen des Mondes – und seiner Ambivalenz.

Weil das in gewisser Weise auch für das Buch gilt, das heute mit dem Klopstock-Preis für neue Literatur ausgezeichnet wird: Marion Poschmanns Roman „Die Kieferninseln“. Er beginnt schon als Nocturne: „Er hatte geträumt, daß seine Frau ihn betrog“, so hebt das Geschehen an. Es ist, so heißt es wenig später, „der Eindruck der Nacht“, der das Leben des Frankfurter Kulturwissenschaftlers Gilbert Silvester derart verdunkelt, dass er am Abend danach das Haus verlässt und sich immer tiefer in nächtliche Gefilde begibt: „Er war im Untergrund verschwunden, traumwandlerisch, würde man im nachhinein sagen, durch die Stadt gefahren und erst am Flughafen wieder ausgestiegen. Er verbrachte die Nacht im Terminal B.“ Was hülfe gegen solch dunkle Stimmung besser als eine Reise ins Reich der aufgehenden Sonne? Gilbert Silvester fliegt nach Japan. Was er dort erlebt, erzählt „Die Kieferninseln“.

Japan ist ein seltsamer Handlungsschauplatz für ein Klopstock-Preisträgerbuch. Das ferne Kaiserreich war zu Zeiten des Quedlinburger Dichters vom Rest der Welt isoliert, seine Kultur mit Ausnahme des Porzellans darum hierzulande unbekannt; erst im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts sollte der Japonismus die dortige Kunst zur wichtigen Inspiration westlicher Ästhetik machen. Klopstock, der große deutsche Monddichter, konnte deshalb nichts von Basho wissen, dem größten Monddichter überhaupt, der hundert Jahre vor ihm das heimatliche Japan auf der Suche nach Orten durchquert hat, die besonders eindrucksvolle Mondbetrachtungen versprachen. So etwa 1689 auf jener Reise, die er in seinem Buch „Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland“ beschrieb, das wiederum bei Marion Poschmann zum Leitfaden für Gilbert Silvesters Erkundung von Japan wird. Wobei der Deutsche dabei nur bis Matsushima kommt, zu den Kieferinseln, während Basho seinerzeit über sie hinaus nach Tsuruga reiste, in dessen Hafen er besondere „Monderwartungen“ – wie er selbst sie nannte – hegte. Doch Tsuruga erwies sich als Flop, dem Basho aber immerhin ein spöttisches Haiku abgewann. Dessen siebzehn Silben hört man die ganze Enttäuschung des Dichters über die bewölkte Nacht von Tsuruga an: „Den Vollmond schauen? / Beim launischen Wetter der / nördlichen Provinz?“

Gilbert Silvester hat mehr Glück, Hotei sei Dank. Die Kieferinseln zeigen sich ihm zum Roman-Ende im schönsten Mondlicht, und er, der sich irgendwann auf seiner Reise selbst als Haikudichter zu betätigen begann, fasst diesen Anblick in die Verse: „Schwarzer Kiefernweig, / unergründliches Wasser – / reglos im Mondschein.“ Es ist das letzte von insgesamt elf Haiku, die Marion Poschmann ihren deutschen Protagonisten schreiben lässt, und ihnen allen eignet ein zwiespältiger Orientalismus, der typisch ist für die meisten westlichen Versuche, die scheinbar so simplen, weil scheinbar lediglich numerisch strukturierten japanischen Gedichtformen nachzuahmen. Die silvesterischen Haiku sind von köstlicher Naivität, Augenblicksgedichte im deutschen Wortsinne, also im Augenblick entstanden, während Japaner den Begriff des „Augenblicksgedichts“ so verstehen könnten, dass darin ein Augenblick lyrisch festgehalten wird. Dazu brauchte es aber mehr als diesen Augenblick, und aus der Hybris Gilbert Silvesters, es nach ein paar Tagen seines Japan-Aufenthalts lyrisch mit Basho aufnehmen zu wollen, schlägt Marion Poschmann ein ironisches Funkenfeuerwerk. „Die Kieferinseln“ sind ein immens komisches Buch.

Komik war nun Klopstocks Sache nicht, wohl aber Präzision der Beobachtung, wie sie sich etwa in den Oden immer wieder erweist. Darin sind er und Marion Poschmann und auch die japanischen Dichter einander seelenverwandt, und gerade in „Die Kieferinseln“ finden sich hinreißende Beispiele dafür, am schönsten wohl das der Beschreibung des Selbstmordwalds Aokigahara, in dem Gilbert Silvester eine Nacht verbringt – eine seltsame Nacht nicht nur des unheimlichen Charakters dieses Gehölzes wegen, sondern auch aufgrund ihrer Dunkelheit, die im Wald total ist, während außerhalb, so steht es im Buch, „leuchtende Nacht“ herrscht. In Silvesters Begleitung befindet sich der junge Japaner Yosa Tamagotschi, der sich aus Angst vor Prüfungsversagen umbringen will; beim ersten von mehreren missglückten Versuchen haben er und der deutsche Japanreisende sich kennengelernt, fortan sind sie Reisegefährten. Und dank Gilbert Silvester wird es für

Tamagotschi in „Die Kieferninseln“ nie das geben, was Klopstock in seiner eingangs rezitierten Ode besungen hat: ein frühes Grab.

Im Wettstreit mit seinem jungen japanischen Gefährten Yosa versucht sich Silvester an dem, was Marion Poschmann in ihrem jüngsten Gedichtband, den 2016 erschienenen „Geliehenen Landschaften“, gerade nicht getan hat: Japan auf japanische Weise bedichten. Zwei Zyklen hat unsere Preisträgerin in diesem Lyrikband japanischen Themen gewidmet: einen den Gärten von Kyoto, den anderen jenen Matsushima, die dann in der deutschen Übersetzung als „Kieferninseln“ dem ein Jahr nach „Geliehene Landschaften“ publizierten Roman seinen Titel geben sollten. Gemeinsam mit „Mondbetrachtung in mondloser Nacht“ bilden diese Bücher eine japanische Trias in Poschmanns Werk, und man kann nicht eines davon betrachten, ohne die anderen beiden mitzubedenken. Deshalb würdige ich in dieser Laudatio mehr als nur „Die Kieferninseln“. Deren Verfasserin hatte sich 2014 dank eines Stipendiums des Goethe-Instituts für ein Vierteljahr in Japan aufhalten können und dabei sowohl Kyoto als auch Matsushima gesehen – und auch die Stadt Otsu, in der Basho begraben liegt. Darüber hat sie später die einzigen Verse geschrieben, die in „Geliehene Landschaften“ klassisch japanisch knapp anmuten: „Bashos Grab in Otsu: / Mücken! / nur Mücken!“

Auch das ist witzig und zugleich eine exakte Situationsbeschreibung. Aber diese drei Zeilen sind ja lediglich Bestandteil eines längeren Gedichts, „Land des dunklen Körpers“, und wenn es eine Grundsünde im Umgang mit Gedichten gibt, dann die, nur einzelne Zeilen aus ihnen zu zitieren. Allerdings ist die Verführung groß, wenn es sich dabei um sprachliche Preziosen wie die folgende handelt: „Es ist etwas in seiner äußersten -heit oder -keit“. Diese Formulierung stammt auch von Marion Poschmann, publiziert ist sie als Vers des Gedichts Nummer IV im Zyklus „Kindergarten Lichtenberg, ein Lehrgedicht“, enthalten ebenfalls im Lyrikband „Geliehene Landschaften“. Angesprochen, bedichtet wird da ein Gebäude, ein alter Plattenbau in Ost-Berlin, man könnte also die ihm zugesprochene „-heit oder -keit“ verstehen als Verlorenheit oder Hässlichkeit, aber natürlich auch als Schönheit oder Gemeinschaftlichkeit – die jeweilige Vervollständigung liegt im Ohr des Hörers dieser Zeile. Mir soll sie als Überleitung zum weiteren Lob Marion Poschmanns dienen, und dieser Kontext wird Ihnen nahelegen, dass „-heit oder -keit“ im Folgenden zu Gescheitheit oder Zuverlässigkeit ergänzt werden könnten, weil es ja um -heit oder -keit bei unserer Preisträgerin geht. Möglich wären auch Zugewandtheit oder Mannigfaltigkeit. Vielleicht auch Belesenheit oder Anschaulichkeit. Verwegenheit oder Geschicklichkeit, Klugheit oder Verbindlichkeit. All das trifft auf Marion Poschmann zu. Wie auch die simpelste und zugleich witzigste Ergänzung von „-heit oder -keit“ zu Heiterkeit. Und dennoch: Ist die Auflösung eines Gedichts zugunsten eines bloßen rhetorischen Effekts nicht von äußerster Verschlagenheit oder Dreistigkeit?

Nun steht die soeben isoliert zitierte einzelne Zeile immerhin am Beginn des poschmannschen Plattenbau-Poems, und da dieses nur achtzehn Zeilen umfasst, haben wir mit der ersten schon mehr als fünf Prozent davon rezitiert. Man denke sich dagegen etwa eine Zeile aus Klopstocks Heldengedicht „Der Messias“: Die machte bei dessen 20.000 Versen gerade einmal 0,05 Promille Poesie aus. Und doch sind einzelne Verse daraus von

großer Aussagekraft. Etwa der allererste des Versepos: „Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung“. Das ist unüberhörbar eine Hommage an Homer, wie natürlich generell der im ganzen „Messias“ herrschende Hexameter als genuin homerische Form, und so haben wir noch eine weitere Verwandtschaft zwischen Poschmann und Klopstock gefunden: den Bezug auf ältere Dichter, Basho hier, Homer dort. Wobei sich Klopstock in einem seiner späten Epigramme dezidiert gegen die Suche nach seinen lyrischen Vorbildern verwahrte: „Keinen Dichter ahmet er nach“, heißt es da. „Auch hielt er mit keinem / Wettstreit. Wer so wenig ihn kennt, daß er dieses nicht siehet, / Mach' ihn glücklich, und dankbar, und laß ungelesen ihn ruhen.“ Dieser Dichterstolz hat durchaus Witz, ist aber humorlos, denn er stilisiert sich selbst zu sehr zum Originalgenie. Wie sympathisch unpräzise dagegen die diesjährige Trägerin des Klopstock-Preises für neue Literatur: „Suche nicht, heißt es, nach Spuren der Alten, / suche das, was die Alten suchten.“ So Marion Poschmann in ihrem bereits erwähnten Gedicht „Land des dunklen Körpers“ zum eigenen Basho-Erbe. Und schon wieder habe ich gesündigt und eines ihrer Poeme fragmentiert.

Wobei es in der Lyrik einzelne Verse gibt, in denen sich der Kern des ganzen Gedichts findet, dem sie entstammen. So bei Klopstock in den letzten beiden Zeilen des „Messias“: „Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn! / Ich hofft' es zu dir!“ Das Epos erzählt ja nicht weniger als Leben, Sterben und Wiederaufleben Christi – und vom Glauben an ihn. Wenn wir nun die eben bereits ausgiebig zitierte und um etliche Vermutungen zur Bedeutung ergänzte Zeile von Marion Poschmann nehmen und auf Klopstock als Namensgeber unseres Preises und auf sein Werk anwenden: Wie steht es dann um dessen -heit oder -keit? Darf man sie als Ambitioniertheit oder Umständlichkeit verstehen, als Gesuchtheit oder Altertümlichkeit? Nein, wohl am ehesten als Vergessenheit oder Ungültigkeit, Dunkelheit oder Unsichtbarkeit. Denn seien wir ehrlich: Außer Philologen liest das heute kaum noch jemand. Für Klopstocks Leser gilt also: Minderheit oder Seltsamkeit. Aber das sagt ja nichts aus über Unvoreingenommenheit oder Gerechtigkeit, auf die Klopstock literaturhistorisch Anspruch hat. Und bei Nachfolgern wie Marion Poschmann findet.

Die Titelformulierung ihrer Poetik von der „Mondbetrachtung in mondloser Nacht“ ist auch zu verstehen als Aufmerksamkeit für jene, die nicht mehr selbst strahlen, aber trotzdem noch da sind und wiederaufleuchten werden. Als ein solcher Verfinsteter nicht durch eigene Schuld – wie ja auch der nicht sichtbare Mond nur das Opfer von Wolken oder Erdschatten ist – kann Gilbert Silvester betrachtet werden. Gerade weil es in ihm und um ihn so düster zu sein scheint, hat er die Hellsicht, den noch dunkler gestimmten todgeweihten Yosa Tamagotschi vor sich selbst zu bewahren. Und über diese Mission wieder zu sich selbst zu finden, in einem erleuchteten Moment, über dem der Mond von Matsushima steht. So enden „Die Kieferninseln“. Und so endet meine Laudatio. Ich gratuliere.